



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bibliothekserfahrungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Kriegsdienst, wer 4 erzeugt, von allen öffentlichen Lasten und Leistungen freigesprochen — ganz im Widerspruch mit der früheren Sitte, nach welcher z. B. dem Leonidas nur solche Männer beigegeben wurden, die schon Kinder hatten, durch welche, wenn sie selbst auch fielen, doch ihr Haus fortgesetzt wurde. — In jeder Weise sparte man jetzt das spartanische Blut. Schon im 8. Jahre des peloponnesischen Krieges hatte man dem Brasidas, als er nach der Chalkidike abging, gar kein spartanisches Korps, sondern nur 700 als Hopliten ausgerüstete Heiloten mitgegeben, zu welchen er im Peloponnes 1000 Söldner warb; und in der Folge wurden zu entfernteren Feldzügen überhaupt nur Perioiken, Neodamoden, Heiloten und Söldner ausgesandt, von Spartiaten aber nicht mehr als 30 mitgegeben, die den Stab des Feldherrn bildeten und das Kommando der einzelnen Heeresheile übernahmen.

Die neue Einrichtung des Agesilaos führte nun in der That zu einer bedeutenden Steigerung der lakonischen Wehrkraft, die sich der attischen bald umfomehr überlegen erweisen mußte, als die Söldnertruppen Spartas nicht wie die Athens auch von Söldnergeneralen geführt wurden, das Herrenvolf vielmehr, so klein es war, doch der feste Kern des Heeres blieb. — So kam es, daß Sparta endlich wirklich die Hegemonie erkämpfte und sie vielleicht behauptet hätte, wenn der soldatische Uebermuth es nicht zur Mißhandlung der Hellenen geführt und die Vorstandschaft in eine entehrende Zwangsgewalt verwandelt hätte.

Bibliothekserfahrungen.

Als Sie, lieber Freund, auf Ihrer letzten Sommerfahrt sich's bei mir gefallen ließen und ich Ihnen unsere reiche und schöne Bibliothek zeigte und dann des Abends allerlei von den Leiden und Freuden des Bibliothekars erzählte; da forderten Sie mich auf, das, was ich Ihnen vorgeplaudert, einmal ganz schmucklos niederzuschreiben für Ihre „grünen Blätter“; Sie meinten, es könne das vielleicht für manchen „nützlich und angenehm“ zu lesen sein. Ich habe in der Zwischenzeit manchmal daran gedacht, ohne mich dazu entschließen zu können. Neulich aber, als mir's wieder durch den Kopf ging, setzte ich mich hin und schrieb drauf los, und so schicke ich's Ihnen denn. Thuen sie damit, was Sie nicht lassen können, wüthen Sie nach Herzenslust mit dem Nothstift darin, aber machen Sie mir's nicht, wie Bolz mit dem armen Schmock, daß am Ende bloß die „Brillanten“ stehen bleiben; sonst räche ich mich an

Ihnen, wenn Sie wieder geistiges Futter für die Sommerfrische brauchen, und streiche Ihnen dann umgekehrt alle „Brillanten“ von Ihrem Wunschzettel weg.

Bibliothekaren sagt man nicht selten ähnliche böse Dinge nach, wie den Postbeamten am Schalter: sie seien wortkarg, kurz angebunden — grob. Ich habe Ihnen das gleich damals als schändliche Verleumdung bezeichnet. Wenn das Publikum, das auf Bibliotheken verkehrt, denselben Untugenden fröhnt, wie das Publikum am Postschalter, dann mag wohl bisweilen eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den hier und dort expedirenden Beamten zu bemerken sein. Und solche Untugenden giebt es in der That. Wenn eine Bibliothek vier Stunden lang geöffnet ist, so kann man sicher sein, daß in der vierten Stunde sich eben so viele Besucher einstellen, wie in den drei vorhergehenden zusammen, und wieder in der letzten Viertelstunde so viel, wie in den vorhergehenden drei Viertelstunden zusammen, und wenn die vier Stunden glücklich um sind, so kann man eben so sicher sein, daß nach Thorschluß noch zwei oder drei Nachzügler kommen, der eine mit größter Unverschämtheit dahertretend, als ob er ganz in seinem Rechte wäre, der zweite verlegen die Uhr ziehend und fragend: „Die Zeit ist wohl eigentlich schon um?“ oder: „Es ist wohl eigentlich schon geschlossen?“, der dritte athemlos keuchend und Entschuldigungen stammelnd; und diese Nachzügler sind immer dieselben Leute, die nicht etwa Amt oder Beruf verhindert, zur rechten Zeit zu kommen, sondern die eben, sie wissen selbst nicht warum, überall: im Theater, im Konzert, in Gesellschaft und folglich auch hier auf der Bibliothek zu spät kommen. Wenn in solchen Viertelstunden und gegenüber solchen Gästen den Bibliothekar seine angeborne Liebenswürdigkeit einmal im Stiche ließe, wäre es ein Wunder?

Aber auch in anderen Stücken hat das Publikum am Schalter mit dem auf Bibliotheken manche Ähnlichkeit, z. B. darin, daß es oft recht ungenügend über die „einschlagenden“ Pflichten orientirt ist. Eine bekannte Wahrnehmung ist die, daß alles, was den Menschen umsonst geboten wird, keinen Werth für sie repräsentirt. Das gilt vor allem von den Büchern. Ein Buch, das für jemanden einen unerschwinglichen Werth hätte, wenn er sich's kaufen müßte, sinkt für ihn sofort zu einem völlig werthlosen Objekte herab, wenn er's geliehen bekommen kann, und — wird demgemäß behandelt. Diese Auffassung der Dinge tritt gleich bei der ersten Maßregel hervor, die derjenige ergreifen muß, der zum ersten Male eine öffentliche Bibliothek benutzen will. Es ist Sitte, daß Personen, die an der Bibliothek unbekannt sind, von der einen oder anderen dort akkreditirten Persönlichkeit sich empfehlen und Bürgschaft für sich leisten lassen. Mit welcher unglaublichen Sorglosigkeit wird aber bei der Uebernahme derartiger Kauttionen verfahren! Ein gewiegter Geschäftsmann, dem man zutrauen sollte, daß er weiß, was er damit thut, stellt einem jungen, ihm ober-

flächlich bekannten Menschen, dem er selbst wahrscheinlich nicht 10 Mark in baarem Gelde borgen würde, einen Bürgschaftschein für die öffentliche Bibliothek aus, auf Grund dessen dem Betreffenden vielleicht für 200 Mark Bücher geliehen werden. Selbst das kommt vor, und gar nicht selten, daß gedankenloser Weise Kautionsformulare, zwar vom Raventen unterzeichnet, aber ohne daß der Name dessen, für den die Bürgschaft übernommen wird, eingetragen wäre, also als vollständiges Blanquet auf der Bibliothek präsentiert werden. Ginge ein solcher Schein verloren, so könnte der erste Beste, der ihn findet, seinen Namen hineinsetzen, eine Anzahl Bücher darauf aus der Bibliothek entnehmen und zum nächsten Pfandleiher tragen.

Mit derselben Nachlässigkeit wird bei der Ausfüllung der Empfangsbcheinigungen auf der Bibliothek selbst verfahren. Wer über eine ihm geliehene Geldsumme quittirt, der wird gewiß die Summe genau auf Heller und Pfennig angeben. Wer über ein ihm geliehenes Buch quittirt, der glaubt, sich die oberflächlichste Bezeichnung gestatten zu dürfen. Die Wenigsten, selbst solche manchmal nicht, die schon Jahre lang Bibliotheken benutzt haben, nehmen sich die Mühe oder verstehen es, einen richtigen Büchertitel aufzuschreiben. Feststehende bibliographische Sitte ist es, den Namen des Verfassers dem Titel des Buches voranzustellen, also: „A. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig, 1840.“ Ist der Entleiher dermaßen Neuling im Bücherwesen, daß er diesen Brauch nicht kennt, folglich das Titelblatt des Buches gewissenhaft auf seiner Empfangsbcheinigung kopirt und schreibt: „Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung von Dr. Karl Falkenstein. Leipzig, 1840“, so erschwert das zwar ein wenig den Ueberblick bei der Buchung des Zettels, aber es ist kein Unglück. Gewöhnlich haben jedoch die Entleiher davon lauten hören, daß ein Name voranstehen soll, auf manchen Bibliotheken sind wohl auch die Rezepisse rubrizirt, und die erste Rubrik verlangt den Namen. Da werden denn nun, wenn auf dem Titelblatte mehrere Namen stehen, auf den Entleihscheinen Büchertitel fertig, die den Bibliothekar zur Verzweiflung bringen können. Der eine schreibt: „Donner, Sophokles.“ Was soll das nun sein? Hat Donner ein Buch über Sophokles geschrieben? Nein. Wohl aber hat er den Sophokles übersetzt. Also muß der Titel lauten: „Sophokles, von Donner“ oder noch besser: „Sophokles, deutsch von Donner.“ „Koscher, Thukydides“ — das hätte Sinn; denn Koscher hat ein Leben des Thukydides geschrieben. Ein zweiter zeichnet auf: „Löper, Goethe's Faust.“ Wiederum falsch, denn Löper hat kein Buch über den Goethischen „Faust“ geschrieben, sondern er hat eine Ausgabe der Dichtung besorgt. Folglich muß es heißen: „Goethe's Faust, von Löper.“ „Dünker, Schiller's Wallenstein“ — das kann man gelten lassen, denn Dünker hat Erläuterungen zum „Wallen-

stein“ herausgegeben. Daß der Name des Herausgebers oder des Uebersetzers nicht der des Verfassers ist, das ist den Leuten nicht begreiflich zu machen. Nicht minder ärgerlich ist die unklare Angabe der Bändezahl. Fortwährend wird geschrieben: „3 Bd.“ Soll das nun heißen: „drei Bände“ oder „dritter Band“? Wie wenige üben die kleine und doch so wichtige Genauigkeit, zu unterscheiden zwischen: „3. Bd.“ und „3 Bde.“ Auf den Punkt und auf das eine e kommt alles an. Unter drei Quittungen aber ist mindestens eine, die man an dieser Stelle bei der Annahme berichtigen muß.

Ein unerschöpfliches Kapitel ist das über die Behandlung der Bücher. Kein Gegenstand ist so empfindlicher Natur, keiner bittet uns stillschweigend so flehentlich um Schonung wie das Buch, und doch wird mit nichts gewissenloser verfahren als mit Büchern — mit fremden Büchern! Schon im Privatverkehr kann jeder hier genügende Erfahrungen machen. Wer hätte nicht schon von einem guten Freunde nach Jahr und Tag ein Buch in einem Zustande zurückerhalten, daß er es auf den ersten Blick kaum als das seinige wiedererkannte? Das Buch hat nicht im Straßenschlamm gelegen, es hat auch alle seine Blätter noch, aber es ist merkwürdig unscheinbar geworden, die Farbe des Einbandes ist verschossen, Lederrücken und Lederecken sind bestoßen, ein einzelner Bogen ist im Band gelockert und ragt über den Schnitt heraus, auf einigen Blättern sind deutliche Glacehandschuhspitzenabdrücke zu sehen — kurz, es ist das alte Buch nicht mehr. Und doch hat unser guter Freund vielleicht das Buch sehr schonend behandelt. Wie ergeht es aber erst Büchern, die öffentliches Gut sind!

Der schlimmste Feind der Bibliotheksbücher ist der Schmutz. Mit neuen Büchern nimmt das Publikum sich allensfalls zusammen. Ueber neue Bücher werden auch auf der Bibliothek anfangs alle Hände gehalten — denn das glaube man nur: der gerechte und vollkommene Bibliothekar betrachtet seine Bibliothek wie sein Eigenthum; er kann um seine eigenen Bücher nicht zärtlicher besorgt sein, als um das ihm anvertraute öffentliche Gut. Denen, die ein neu angeschafftes Buch zum ersten Male von der Bibliothek entführen, wird in irgend einer Form angedeutet, daß die besondere Vergünstigung, dies Buch zuerst entleihen zu dürfen, auch ganz besondere Verpflichtungen nach sich ziehe. Was hilft's? Nach einigen Wochen kommt das Buch zurück — über dem ursprünglich blanken Lederrücken liegt etwas wie ein dünner Schleier, der Einband fühlt sich feucht an, die frische Farbe des Schnitts ist, namentlich am Fuße, verwischt — das Buch gleicht einem Geldstück, das noch sehr schön neu aussieht, aber doch den Prägeglanz verloren hat, den es mit aus der Münze brachte. Einem zweiten, einem dritten Entleiher kann man es allensfalls nochmals als „neu“ auf die Seele binden, dann aber hat die Metamorphose, die

der Schmutz damit vornimmt, bereits solche Fortschritte gemacht, daß es vergeblich wäre, dem weiteren Verschmutzungsprozeß noch Einhalt thun zu wollen. Nun heißt es: Jahre hin! Und das Buch gleitet hinab in den Strom der tausend anderen, bei denen es nicht mehr drauf ankommt, wieviel Schmutz der einzelne Entleiher zu dem Schmutze hinzuthut, den seine Vorgänger an dem Buche zurückgelassen haben, bis dann endlich ein Zeitpunkt kommt, — er tritt bei vielbenutzten Büchern schon nach zwei, drei Jahren ein — wo bei einer Berührung zwischen Buch und Entleiher das Verschmutzen fortan auf Gegenseitigkeit beruht.

Die mannichfachsten Unarten aber wirken zusammen, um diesen Verschmutzungsprozeß von Büchern öffentlicher Bibliotheken noch zu beschleunigen. Vor allem die Art des Transportes. Bibliotheksbesucher haben hierin sehr verschiedene Neigungen. Der eine schleppt, um ein paar lumpiger Zitate willen, die er in wenigen Minuten auf der Bibliothek selbst erledigen könnte, die schwere Weisheit von Folianten durch die Straßen; er sieht sich eben gern Bücher tragen, wie jener Backfisch, der zur Klavierstunde eilt und mit Stolz seine Notenmappe, auf deren Vorderseite in goldner Lapidarschrift „Musik“ eingeprägt ist, vor sich herträgt. Ein anderer trägt seine Bücher wie jede andere Last des Lebens und denkt sich eben nicht viel dabei. Noch andere aber glauben sich etwas zu vergeben, wenn sie mit einem Buche auf der Straße gehen sollten. Hat jemand schon einmal einen Offizier in Uniform ein Buch tragen sehen? Gewiß nicht. Jeder Bibliothekar weiß, daß der Herr Leutnant seine Bücher wohl auswählt, aber nie nach Hause trägt, sondern daß dies der Diener besorgt. Aber auch unter Jüngern der Wissenschaft giebt es einzelne, die in diesem Punkte Offiziersbegriffe haben; da es ihnen aber am Diener fehlt, so transportiren sie die Bücher — in den Kleidertaschen. Nun, durch nichts werden Bücher schneller ruinirt: die Ecken werden stumpf, die Schalen abgeseuert, Schlüssel oder Messer, die man daneben in der Tasche trägt, schieben sich zwischen die Deckel und zerknittern die Blätter des Buches. Doch auch das offene Tragen kann verhängnißvoll werden. An Regentagen geschieht es regelmäßig, daß Bücher total naß, ja oft mit halb durchweichten Pappdeckeln auf die Bibliothek zurückgebracht werden — unglaublich! und doch wird jeder Bibliothekar es bestätigen können. Setzt man die gedankenlosen Ueberbringer zur Rede, so gelingt es nur in seltenen Fällen, ihnen ihre haarsträubende Dummheit — anders kann man's nicht bezeichnen — begreiflich zu machen. In der Regel hört man die Ausrede: „Entschuldigen Sie, es regnet.“ Faktum, keine Erfindung.

Sollen wir noch aufzählen, wie die Bücher zu Hause bei der Benutzung maltraitirt werden? Wie der eine, der die an sich ganz löbliche Sitte hat,

alles mit dem Bleistift in der Hand zu lesen, anstatt sich seine Exzerpte sofort auf ein besonderes Blatt zu machen, erst das ganze Buch mit Strichen und Notizen oder gar mit geistreichen Randglossen versieht? der andere, um die Stelle zu markiren, bis zu der er gelesen, anstatt zu einem Buchzeichen zu den sogenannten „Ohren“ seine Zuflucht nimmt oder den ersten besten Gegenstand, der ihm gerade auf dem Arbeitstische zur Hand ist, Messer, Papierscheere, Lineal oder irgend ein dünneres Buch in das zuzuschlagende Buch hineinklemmt und hierdurch die Bogen aus dem Band sprengt? Ein Glück, wenn die Bücher überhaupt noch auf diese Weise zugeschlagen werden, wenn der Leser nicht das aufgeschlagene Buch mit dem Rücken nach oben auf den Tisch legt—was ziemlich auf dasselbe hinausläuft, als wenn er mit dem Buche den Tisch reinigte — oder am Ende gar das Buch wochenlang, ohne es zu brauchen, aufgeschlagen liegen läßt, bis die obenliegenden Blätter von einer Staubschicht bedeckt und durch das Licht schön kaffeebraun gefärbt sind. Der letztere Prozeß vollzieht sich ja namentlich bei den heutigen Papierforten mit einer Schnelligkeit, die uns vor den Wirkungen der Naturkräfte mit eben so großem Staunen erfüllt, wie vor der Reellität unserer Papierfabrikanten.

Mit der Frage über die Behandlung der Bücher hängt eng zusammen die über ihre Rückgabe. Auch in diesem Punkte wird der Leser schon im Privatverkehr unliebsame Erfahrungen gesammelt haben. Brave Leute, welche eine Geldsumme mit der größten Pünktlichkeit am festgesetzten Tage zurückerstatten würden, finden gar nichts darin, ein entliehenes Buch, auch wenn sie es längst nicht mehr brauchen, monatelang zu Hause zu behalten und, wenn man sie schließlich darum mahnt, sich zu gebärden, als wollten sie einem die Freundschaft aufkündigen. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit sehr schnell auf, in Büchersachen soll sie womöglich eine unbegrenzte sein. Unsere Vorfahren suchten sich in erfinderischer Weise hier zu helfen. Auf Bibliothekszeichen, wie sie Büchersammler in früheren Zeiten auf die Innenseite des Einbandes ihrer sämtlichen Bücher zu kleben pflegten, findet man oft hübsche Sprüchlein, welche den Entleiher bei jedem Aufschlagen des Buches an die Rückgabe desselben mahnen sollten. Christoph Zobel, der bekannte Herausgeber des Sachsenspiegels im 16. Jahrhundert, führte auf seinem riesigen Bibliothekszeichen in Folio, welches in der Mitte ein Todtengerippe zeigte, das zum Memento für ihn selber bestimmt war, für seine Freunde unten am Fuße den Spruch:

Cara mihi valde librorum cura meorum

Nec numero ex omni est, quo caruisse velim.

His tamen et licet acceptis utantur amici,

Restituant sumptos sed sine labe mihi

und im vorigen Jahrhundert hatte ein gewisser F. L. Gerlach auf seine Bibliothekszeichen die Warnung stechen lassen: Mancipio meus est, usu hic liber, ut omnia mea, amicorum. Nisi tamen intra XIV dies commodatum reddiderint illaesum atque immaculatum, alio tempore: non habeo, dicam. Ob solche Sprüche etwas genützt haben, weiß ich nicht. Heutzutage hat man im Privatverkehr gegen säumige Entleiher kein anderes Mittel, als ungenirtes und unermüdeliches Mahnen. Kleinere Broschüren und Zeitungsnummern werden bekanntlich unter deutschen Gelehrten mit einer Gewohnheit, die an Grundsätze streift, dem Entleiher nicht zurückgegeben; wer also so thöricht ist, sie auszuleihen, verdient nichts besseres, als daß er drumkommt. Öffentliche Bibliotheken haben das Zwangsmittel der regelmäßigen sogenannten „Revisionen“, einer Maßregel, die natürlich in erster Linie gegen jene Kunden gefehrt ist, welche von einer Revision bis zur andern sich immer nur dann auf der Bibliothek sehen lassen, wenn sie Bücher brauchen, aber nie, um eins zurückzubringen. Nach Ablauf des Revisionsstermins findet sich dann regelmäßig noch ein Päckchen Entleihscheine vor. Sieht man nach den Unterschriften, so bemerkt man, daß fast genau dieselbe edle Kompagnie sich wieder zusammengefunden hat, wie das letzte und vorletzte Mal. Es sind das diejenigen Herren, welche die allgemeine, öffentlich ergangene Aufforderung zur Rückgabe der Bücher stets „übersehen“ und sich dafür — wie die säumigen Steuerzahler — die Auszeichnung, persönlich durch einen besonderen Mahnzettel dazu aufgefordert zu werden, durch einige Reichspfennige erkaufen. Und unter diesen finden sich dann stets wieder zwei oder drei, die wie Mephisto verlangen, daß man es ihnen „dreimal sage“, die nach dreimaliger schriftlicher Aufforderung die Bücher zurück nicht bringen, sondern schicken, dann die Geschäftsverbindung mit der Bibliothek auf einige Wochen tief beleidigt abbrechen, bis es sie endlich doch wieder zu des Lebens Quellen hinzieht.

Das sind „Bibliothekserfahrungen“, die man alle berücksichtigen muß, um die Berechtigung der am Anfange ausgesprochenen Anklage beurtheilen zu können. Etwas eingeschränkt nun lautet übrigens jene Anklage so: Bibliothekare behandelten ihr Publikum ungleich, den einen mehr, den andern weniger zuvorkommend. Dieser Vorwurf, wenn es anders einer ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Zwischen dem Bibliothekar und jedem seiner Besucher bildet sich unausgesprochen bald ein bequemes, bald ein weniger bequemes Verhältniß. Dies richtet sich aber sehr einfach nach den Anliegen des Einzelnen. Von der Mannichfaltigkeit der Bitten und Wünsche, der Anliegen und Ansprüche, der Forderungen und Zumuthungen, die vom Publikum auf Bibliotheken geäußert werden, hat der einzelne aus der vielföppigen Masse keine Vor-

stellung. Aber auch sie muß man kennen, um beurtheilen zu können, in wie weit auch die zweite Auflage begründet ist oder nicht.

Willkommene Gäste sind dem Bibliothekar natürlich die, die ein bestimmtes, wirklich in der Welt existirendes Buch fordern und diese Forderung, sei es mündlich oder schriftlich, so formuliren, daß sie an bibliographischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und jede Verwechslung ausschließt. Das Buch ist dann, wie der Katalog ausweist, entweder „da“ oder „nicht da“, und wenn es „da“ ist, so ist es, wie wiederum der Standort ausweist, entweder „zu Hause“ oder „verliehen.“ In zwei Minuten ist das Geschäft erledigt. Beweist der Suchende zum Ueberfluß einen so weiten Blick, daß er für den Fall, daß das gewünschte Buch „nicht zu Hause“ sein sollte, ein zweites und für dieses wieder ein drittes, in der Bibliothek vielleicht dicht neben dem ersten stehendes als eventuellen Ersatz bezeichnet und so dem Bibliothekar den wiederholten Weg durch vier, fünf Säle, treppauf treppab, erspart, so ist die Summe dessen erfüllt, was einen Bibliotheksbesucher in den Augen des Bibliothekars empfehlen kann. Der letztere wird natürlich, wo diese Weite des Blickes dem Besucher fehlt, selber stets von vornherein durch entsprechende Fragen und daran geknüpfte Vorschläge das Verfahren abzukürzen suchen, namentlich wenn es sich um Bücher handelt, die im Nothfalle leicht durch andere ersetzt werden können.

Und doch sind die eben geschilderten die liebsten Gäste noch nicht. Wenn der Bibliothekar mehr als ein gewöhnlicher Bibliotheksbeamter oder Expedient, wenn er ein wirklicher Bibliothekar ist, so giebt es andere Gäste für ihn, die ihm noch willkommener sind. Das sind die, welche zunächst gar kein bestimmtes Buch, sondern vor allen Dingen guten Rath suchen. Jedem, der wissenschaftlich arbeitet, begegnet es, daß er bei seinen Studien genöthigt ist, Streifzüge in die Grenzgebiete seiner speziellen Fachwissenschaft zu unternehmen; daß er auch in diesen Grenzgebieten und ihrer Literatur so zu Hause sei, wie in dem Hauptgebiete seiner Studien, ist nicht vorauszusetzen. Hier beginnt nun die dankbarste und erfreulichste Aufgabe des Bibliothekars. Er wird vermöge seiner allgemeineren, wenn auch oft nur sehr äußerlichen Bücherkenntniß in vielen Fällen mit Winken und Rathschlägen an die Hand gehen können, wird dem, der sich orientiren will, die geeignetsten Hilfsmittel nachweisen — nöthigenfalls unterstützt durch den nicht alphabetisch, sondern systematisch geordneten „Fachkatalog.“ Aber auch auf seinem eigensten Gebiete kann der Arbeitende bisweilen in Bedrängnisse kommen, aus denen nur der Bibliothekar ihn retten kann. Man denke an ungenaue oder allzu abgekürzte und deshalb kaum verständliche oder womöglich gar falsche Citate. Diesem Ungeziefer gegenüber, das nun einmal in wissenschaftlichen Werken nicht auszurotten ist, bleibt die bibliothekarische Routine oft die einzige Zuflucht. Man kann z. B. ein sehr

respektabler Philolog sein und doch durch Zitate, wie „Cic. Arat.“ oder „Her. π. μ. λ.“ — die Fälle sind nicht erfunden — in einige Verlegenheit gerathen. Der Bibliothekar wird vielleicht nach einiger Zeit dahinterkommen, daß das erstere sich auf die erhaltenen Fragmente von Cicero's Uebersetzung der Sternerscheinungen (Phaenomena) des Aratos, das letztere sich auf die Schrift des alexandrinischen Grammatikers Herodian, *περὶ μονήρους λέξεως*, beziehen soll. Nennt einen noch dazu ein Druckfehler, so kann die Auflösung eines Zitates geradezu auf Räthselrathen hinauslaufen; aber auch hierin erlangt der Bibliothekar durch die Aetzung mit der Zeit vielleicht eine größere Virtuosität, als andere Menschenkinder. Ein beseligendes Gefühl mag wohl jener Bibliothekar gehabt haben, der, als ihm ein hochberühmter Philolog in gelinder Verzweiflung das Zitat brachte: „Christoph. Thesm. v. 473“ und das ihm gänzlich unbekanntes Buch zur Stelle zu schaffen bat, nach kurzem Besinnen antworten konnte: „Ein toller Druckfehler! Die „Thesmophoriazusen“ des Aristophanes sind gemeint!“

Zwischen denjenigen Bibliothekskunden, die einen einzelnen, bestimmt gefaßten Wunsch haben, und denen, die bescheidenlich um Rath und Hilfe bitten, liegen aber nun eine ganze Reihe von Spielarten in der Mitte, die zu den minder willkommenen gehören. Eine mehr komische als unangenehme Spezies bilden die, welche zwar genau so hilfsbedürftig sind, wie die oben geschilderten, aber sich etwas zu vergeben glauben würden, wenn sie diese Hilfsbedürftigkeit eingestehen sollten. In der Regel verrathen sie aber augenblicklich durch die Fassung ihres Wunsches das, was sie verbergen möchten. Diese Spezies findet sich z. B. häufig auf Universitäten unter Deutschen, die sich im ersten Stadium des Gelehrtendünkels befinden, kommt aber nicht selten auch noch in höheren Stadien vor. Da kommt z. B. der jugendliche Geschichtsforscher, der Tags zuvor in das „Historische Seminar“ eingetreten ist, und verlangt stolz: „Geben Sie mir den Bebel.“ Er glaubt, dem Bibliothekar natürlich gewaltig imponirt zu haben, hat vielleicht gar den kleinen, boshaften Hintergedanken, ob wohl der arme Bibliothekar außer dem Drechslermeister August Bebel auch noch den berühmten Humanisten des 16. Jahrhunderts Heinrich Bebel kennen werde, von dem ihm gestern der Herr Professor einiges erzählt hat. Aber das Blättchen wendet sich schrecklich. Dem stolzen Forderer wird stillschweigend im alphabetischen Katalog der Name Bebelius vorgelegt, und nun sieht er zu seinem Schrecken, wie unsterblich er sich blamirt hat. Die Schriften Bebel's füllen im Kataloge eine Folioseite, und er hatte „den Bebel“ verlangt, etwa so wie der Sextaner von seinem Mitschüler sich „den Ellendt“ ausbittet! Es ist gewiß recht überflüssig, seine Anfängerschaft in dieser Weise verhüllen zu wollen, denn lernen müssen wir ja alle, und dazu gehört, daß

man den Muth hat, sich zu blamiren. Es ist aber auch unklug, denn in den meisten Fällen merkt man Absicht und ist zwar nicht verstimmt — im Gegentheil oft im Stillen erheitert —, aber auch nicht sonderlich aufgelegt, dem kleinen Wichtigthuer zu dienen.

Eine harmlose Klasse und mit der eben genannten verwandt bilden auch noch die Schüler höherer Lehranstalten, die dann und wann sich ein Herz fassen, auf die öffentliche Bibliothek zu gehen, um sich die deutsche Uebersetzung des eben in der Schule traktirten griechischen oder lateinischen Autors, irgend ein Buch, aus dem sie ein Stückchen des aufgegebenen deutschen Aufsatzes abschreiben möchten, und andere erlaubte oder unerlaubte Hilfsmittelchen auszubitten. Der ersteren suchen sie in der Regel auf die Weise habhaft zu werden, daß sie zunächst zwei, drei Ausgaben des betreffenden Autors verlangen, „womöglich mit lateinischen Anmerkungen“, dann erst mit der Miene der reinsten Unschuld, als ob es ihnen im Augenblicke nur gerade so einfiele, den Hauptwunsch nachzubringen. Die zweite Art von Wünschen, zur Unterstützung beim deutschen Aufsatz, verräth sich wieder gewöhnlich sofort durch ihre Einkleidung; sie nennt eben einfach das Thema, dem sie nur bisweilen, eben um es nicht als solches zu verrathen, eine urkomische Fassung giebt. Da bittet der eine um „eine Biographie des Nestor“, ein zweiter um „eine deutsche Kulturgeschichte, worin besonders die Sitten der alten Deutschen recht ausführlich behandelt sind“ — es handelt sich natürlich um einen Aufsatz über die „Germania“ des Tacitus — ein dritter lieber gleich um ein Buch „über das Mystische im Wallenstein.“ Man geht den armen Schelmen an die Hand, soweit man es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubt; im übrigen hält man sie sich in möglichster Entfernung.

Fatalere Kunden sind die, welche mit lächerlichen Zumuthungen anrücken. Hierher gehören vor allem die Büchertiger, die ein seitenlanges Verzeichniß von Büchertiteln präsentiren und thun, als ob sie dreißig oder vierzig Bücher gleichzeitig neben einander benutzen könnten. Ferner die, welche das Thema zu irgend einer ihnen ganz fern liegenden Arbeit aus der Luft gegriffen haben und vom Bibliothekar verlangen, daß er ihnen die gesammte darüber bereits existirende gedruckte Literatur auf dem Präsentirteller vorlegen, die eigentliche Hauptarbeit also, das Aufspüren und Zusammentragen des Materials ihnen abnehmen soll, damit sie dann hübsch bequem aus elf Büchern das zwölfte zusammenstellen können. Da bittet ein Herr X. „um gütige Zusammenstellung der Literatur über Ludwig den Heiligen“, ein Herr Y. um Sophokles' Antigone, und zwar die Ausgaben von Erfurdt, G. Hermann, Böckh, Wunder, G. Dindorf, Schneidewin, Meineke, Seyffert „und was sonst etwa noch für Ausgaben vorhanden sind“, ein Herr Z., ein pensionirter adliger Major aus der benach-

barten Provinzialstadt, der sich auf seine alten Tage vor lieber Langerweile noch auf das Schriftstellern legen will, sucht brieflich nach, „ihm gefälligst alle diejenigen im Besitz der Bibliothek befindlichen Bücher bezeichnen zu wollen, in denen er etwas über die Geschichte seines Geschlechtes finden kann.“ Ähnliche Zumuthungen sind es, wenn der Bibliothekar aus einem Sammelwerke oder einer Zeitschrift von fünfzig Jahrgängen, aus der sechzigbändigen Gesamtausgabe eines Schriftstellers dem Entleiher eine einzelne Schrift heraussuchen soll, bloß weil dieser zu bequem gewesen ist, beim Abschreiben des Zitates sich die Zahl des Bandes zu notiren. Um alle diese Käuze befriedigen zu können, müßten unsere öffentlichen Bibliotheken das zehnfache Personal haben. In der Regel finden denn auch derartige Wünsche nur sehr partielle Erfüllung oder werden wohl auch, wie der Brief des Herrn Majors, einfach ad acta gelegt. Bedenkt man, wie oft obendrein hinter solchen naiven Zumuthungen keineswegs ernstes wissenschaftliches Interesse, sondern nur oberflächliches Geklüften, bloße Neugierde steckt, so müßte man ein Thor sein, wenn man die kostbare Zeit an die Befriedigung derselben wenden wollte. Man nehme folgenden, so gut wie alle anderen, aus der Praxis geschöpften Fall. Ein junger Kaufmann wünscht irgend einen Aufsatz von Voltaire zu lesen, dessen Titel er angiebt. Die Gesamtausgabe von Voltaire's Schriften hat 71 Bände. Man führt also den Bittsteller an den Standort und fordert ihn auf, sich den gewünschten Aufsatz herauszusuchen. Wie er die lange Reihe Bände stehen sieht, bekommt er plötzlich Beklemmungen und empfiehlt sich mit den Worten: „Nein, nein, so ängstlich ist es nicht, ich brauche ihn nicht so nöthig.“ Der Bibliothekar also soll sich hinstellen und eine Viertelstunde lang blättern, um einen Wunsch zu befriedigen, mit dem es dem Wünschenden so wenig Ernst ist, daß er selbst keine Minute an seine Erfüllung zu wenden Lust hat.

Die unerfreulichste, aber leider sehr zahlreiche Sorte von Bibliotheksbenutzern sind die, welche auf Bibliotheken suchen, was sie eigentlich nicht suchen sollten, deshalb, weil sie es anständigerweise besitzen müßten. Es ist unglaublich, was für Bücher alles auf öffentlichen Bibliotheken begehrt werden, und von was für Leuten! Zwar ist es nicht wahr, was ein deutscher Feuilletonist dem andern nachschreibt, daß in Frankreich und England mehr Bücher gekauft würden, als in Deutschland, daß jeder gebildete Franzose und Engländer eine gewählte Bibliothek als eine Zierde seines Hauses betrachte. Die Literaturstatistik hat längst nachgewiesen, daß Deutschland, mit Abrechnung Oesterreichs und der Schweiz, jährlich etwa 50 Prozent Bücher mehr produziert als Frankreich und England, daß diese Ueberlegenheit vor allem in der strengwissenschaftlichen und in der populärwissenschaftlichen, keineswegs aber in der eigentlichen Bibliotheksliteratur besteht, daß im Gegentheil in der letzteren die Eng-

länder uns um 10 Prozent voran sind, daß endlich das deutsche Bibliothekswesen, einzelne Städte ausgenommen, gegen das englische verhältnißmäßig bedeutungslos ist. Trotzdem läßt sich nicht hinwegläugnen, daß täglich bei uns auf öffentlichen Bibliotheken Wünsche angebracht werden, die der Bittsteller nicht ohne Erröthen aussprechen sollte. Das Bild von der vornehmen und reichen deutschen Frau, die heute in ihrem Hause ein üppiges Mahl veranstaltet, bei dem der Wein in Strömen fließt, und morgen die Rose in die Bibliothek schickt, um sich den neuesten Moderoman in einem Exemplar holen zu lassen, nach dessen Benutzung sie sich die Hände mit grüner Seife reinigen möchte, ist oft genug gezeichnet worden. Aber auch unter dem wissenschaftlich gebildeten Publikum, welches wissenschaftliche Literatur auf Bibliotheken sucht, ist zum guten Theil dieselbe mesquine Gesinnung verbreitet. Freilich ist der deutsche Gelehrte im Durchschnitt ein armer Teufel, der auf die Ergänzung seiner Privatbibliothek im Jahre nicht eben große Summen verwenden kann. Kann es kläglichere Verhältnisse geben, als wenn ein Schriftsteller von einer Zeitschrift, die er selbst viele Jahre lang herausgegeben hat, so oft er einen Band davon braucht, ihn von der öffentlichen Bibliothek entleihen muß, weil er auch sein letztes Exemplar hat veräußern müssen? Das ist deutsches Schriftstellerloos! Aber gerade unter den ärmsten Teufeln begegnet man oft in diesem Punkte einer rührenden Vornehmheit der Gesinnung, während umgekehrt notorisch wohlstuierte Herren bisweilen die nothwendigsten Handbücher ihres eigenen wissenschaftlichen Faches, ohne welche sie gar nichts anfangen, die sie keinen Tag entbehren können, monate-, ja selbst jahrelang von der Bibliothek zu Hause behalten und sie auf diese Weise andern entziehen, die vielleicht beim besten Willen nicht im Stande sind, sie sich anzuschaffen. Der Bibliothekar macht hier gar wunderliche Beobachtungen und lernt hierdurch manchen seiner Mitmenschen mit der Zeit von einer Seite kennen, von der andre nichts ahnen.

Zum Glück ist dafür gesorgt, daß unter all den Forderungen, die an den Bibliothekar gestellt werden, es an der nöthigen erheiternden Abwechslung nicht fehle. Der unfreiwillige Humor treibt auch im Bibliotheksverkehr entzückende Blüten. Unbezahlbare Scherze begegnen fort und fort unter den Bücherbestellungen, schriftlichen wie mündlichen. Man hat die Bibliothekare in der oben erwähnten Weise mit den Postbeamten verglichen. Nun, was Bibliothekaren im Errathen von literarischen Wünschen aller Art zugemuthet wird, das läßt sich allerdings nur mit dem auf eine Linie stellen, was Postbeamte im Entziffern von Briefadressen leisten müssen. Wer soll ahnen, daß unter einem Titel, wie: „Bern, Bibliothek, Cod. man. Nr. 139“ eine Handschrift der Bibliothek in Bern gemeint ist? daß derjenige, der sich das „Oesterreichische Privatrecht in Ungarn“ ausbat, eigentlich „Unger's österreichisches Privatrecht“

wünschte? daß aus „Wilmar's französische Literaturgeschichte“ sich der „Cours de littérature française“ von Villemain entpuppen würde? daß die „Zeitschrift für Zivilistik und Praxis“, die in der Phantasie eines Entleihers existirte, aus dem „Archiv für zivilistische Praxis“ und der „Zeitschrift für Zivilrecht und Prozeß“ zusammengeronnen war? Derartige ergöbliche Konfusionen kommen glücklicherweise so häufig vor, daß sie dem Bibliothekar sein saures Amt einigermaßen ver süßen helfen. Was für komisches Unheil hat nicht schon die Verwechslung der fünf L angerichtet: Lützow, Lücke, Lübker, Lübke und Lemcke! Der Leser kennt die Anekdote von jenem Toaste, den jemand an einer Tafel ausgebracht haben soll, bei der der bekannte Bildhauer Tiedck, der Bruder des Dichters, anwesend war: „Dranien hoch!“ Der Unglückselige, der den Trinkspruch ausbrachte, hatte, wie sich später herausstellte, den Bildhauer Tiedck mit dem Dichter Tiedck, den Dichter Tiedck mit dem Dichter Tiedge und des letztern „Urania“ mit Dranien verwechselt. Se non vero, ben trovato. Folgendes aber ist nicht erfunden, obgleich es nicht um ein Haar wahrscheinlicher ist. Ein junger Mann verlangt auf der Bibliothek: „Lübker's Kunstlexikon“. Es wird ihm eröffnet, daß ein Buch dieses Titels überhaupt nicht existire, wohl aber ein „Realwörterbuch des klassischen Alterthums“ von Lübker und ein „Handbuch der Kunstgeschichte“ von Lübke, und zunächst konstatiert, welches von diesen beiden Büchern der Suchende wohl gemeint habe. Da er sich für das letztere entschließt, so wird die weitere Frage an ihn gerichtet, ob ihm nicht eine Spezialdarstellung lieber sei, als dies Compendium, ob er eine Geschichte der Architektur, der Plastik oder der Malerei wünsche. Die Antwort lautet: „Keins von allen dreien, sondern der Musik.“ Hierauf wird ihm denn, da hier beim besten Willen weder Lübke noch Lübker helfen kann, die „Musikgeschichte“ von Ambros gebracht. Er blättert eine Weile darin herum und giebt sie dann zurück mit dem Bemerken, daß er das, was er suche, auch hierin nicht finden könne. Nun wird ihm endlich mit der direkten Frage zu Leibe gegangen, worüber er denn eigentlich Auskunft wünsche, und da stellt sich denn heraus, daß er eine Darstellung — der Zahlenverhältnisse in den Saitenschwingungen sucht! Und das sollte in „Lübker's Kunstlexikon“ zu finden sein! Ein derartiger Scherz ist im Stande, einen für wochenlange Plagen zu entschädigen. Nicht minder erquickende Momente sind es, wenn der biedere Sekundaner erscheint, der gelesen hat, daß Livius seine Darstellung der römischen Geschichte unter anderem aus Fabius Pictor, Cincius Alimentus und Valerius Antias geschöpft habe, und nun in dem echt wissenschaftlichen Drange, an die Quellen vorzudringen, sich die Geschichtswerke dieser drei ausbittet, die nur leider — seit nahezu zwei tausend Jahren schon verschollen sind. Oder wenn der Sekondeleutnant, der seinen üblichen Sommeraufsatz schreiben will und sich

dazu, wie sich's gebührt, ein hochgelahrtes kriegsgeschichtliches Thema aus-
erforen hat, sich Material über die Belagerung von Beji erbittet, „wo-
möglich mit Plänen.“ Oder wenn der zugereifte Fremde aus dem nächsten
Hôtel den Kellner auf die Bibliothek schickt und, wahrscheinlich weil er
etwas Kaffeeklektüre wünscht, sich den Katalog auf ein paar Minuten aus-
bitten läßt, unsern Katalog, der, wie Sie wissen, aus dreißig Folianten besteht.
Oder wenn der kürzlich für Geld in den Freiherrnstand erhobene Dekonom,
der nachträglich noch etwas für seine Bildung thun möchte, sich die Erlaubniß
auswirkt, Kant's „Kritik der reinen Vernunft“, die er sich vor einigen Wochen
geholt, noch eine Zeit lang behalten zu können, weil es „ein gar zu reizendes
Buch“ sei. Oder wenn endlich der Herr Professor so und so — Sie kennen
ihn ja, unsern gemeinschaftlichen Freund, den größten Philologen unter den
Musikern und den größten Musiker unter den Philologen — die „Supplemente
zum Aeschylus“ verlangt, weil er in einem Zitate — „Aesch. Suppl.“ —
auf die „Supplices“, d. h. die „Schutzfliehenden“ dieses Dichters verwiesen
worden ist.

Doch genug. Sie sehen, daß meine Sammlung, von der ich Ihnen seiner
Zeit schon mündlich einige Probbchen gegeben, inzwischen hübschen Zuwachs er-
halten hat. Lassen Sie mich zum Schluß nur noch eine kleine Auslese aus
unserem „Zettelkasten“ hinzufügen — für Bücherkenner und bibliographische
Feinschmecker, und deshalb ohne Kommentar. Man wird auch diesen Wünschen,
wie allen Eingebungen der göttlichen Moria, hoffentlich den Stempel der Ech-
theit ansehen. Derlei ist zu schön, als daß es erfunden werden könnte:

- 1) Sophoclis Hercules furens.
- 2) Euripidis Medea, edidit Maior. 1837.
- 3) Nonnus Dionysius.
- 4) Plauti Miles curiosus.
- 5) Boethius, de consolatione philosophiae (oder eine deutsche Ueber-
setzung hiervon). Das Original ist erschienen zwischen 480—526
nach Chr.*)
- 6) Der Codex Laurentianus A und der Codex Parisinus A des
Sophokles.
- 7) Corpus inscriptionum graecarum, ed. Mommsen. Vol. I.
- 8) A. du Chesne, Historiae Francicae scriptores. Goetanei, 1636.
- 9) Crowe und Cavalcajelle, der Band über Correggio.
- 10) Leipzig, Gesamtwerke von Klopp. Bd. 2.
- 11) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Revolution.

*) Schade, daß der Bittsteller nicht auch noch den Verleger angegeben!

- 12) Tieck's Dramaturgeschichte.
- 13) Ein Exemplar des Codex.
- 14) Kunstzeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. 2.
- 15) Richard Wagner, das Judenthum in der Musik, und Weigel, Atlas der Frauenkrankheiten.
- 16) Albert Schmidt, a. a. D. I.
- 17) Hänel.

Eine Fahrt auf den Olymp.

Von Gustav v. Eckenbrecher.

II.

In der Morgenfrühe, als die Sichel des aufgehenden Mondes mich geweckt, trieb ich Saccharc zur Abreise, und machte mich wieder auf den Weg. Mein wohlwollender Wirth begleitete mich bis zu der gegen Osten gelegenen sogenannten K^le^ph^th^en^qu^ell^e, wo wir nach einigen Stunden fortwährenden Steigens ankamen, und in einem schönen Thale auf grünem Bergabhänge in kühlem Baumschatten rasteten. Uns gegenüber ragten imposant und scheinbar sehr nahe die beschneiten Höhen des Olymp empor. Es wehte eine wundervolle Mailuft, weder zu kalt noch zu warm, gewürzt mit den lebhaft an die Alpen erinnernden Düften aromatischer Bergkräuter, welche die grünen Vorberge des Hochgebirges bedeckten. Ueber die dunkelgrünen Abhänge waren viele Bäume zerstreut, die in ihrem maifarbigem Kleide schön kontrastirten gegen die bräunlichen kahlen Felsen des Olymp und die von feinen Abhängen erglänzenden Schneefelder. Die Felsen dieser Abhänge sind nicht zerissen, sondern rundlicher Gestalt, so daß mir Homers Beiwort sehr treffend erschien „vielgefaltet“ (*πολύπτυχος*), denn der ganze Berg sah wie ein faltenreicher Mantel aus: auf einigen der runden Abhänge waren viele von oben nach unten parallel dicht neben einander verlaufende Rinnen sichtbar, wie ein verschiedenfarbig gestreiftes Zeug anzusehen. Die Straße nach dem Dorfe Maria, das jetzt mein nächstes Ziel war, zieht sich dicht oberhalb der erwähnten K^le^ph^th^en^qu^ell^e hin, welche diesen Namen führt, weil hier ein Lieblingslauerplatz der K^le^ph^th^en ist, wenn sie diese Gegenden heimsuchen. Nachdem wir ausgeruht, ein Feuer angezündet und Kaffee getrunken hatten, trennten wir uns, Paläospu zog zu seinem Dorfe zurück, ich weiter hinauf ins Gebirge. Die Luft wurde nun immer kühler und alpenmäßiger. Den Nachmittag gelangte ich in eine südlich von den

Grenzboten I. 1878.